

Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch

Hartmut Lange
*Der Abgrund
des Endlichen*
Drei Novellen

Diogenes

Umschlagillustration: Lucien Adrion,
›Mann im Gemüsegarten‹, 1924
Copyright © 2009 ProLitteris, Zürich
Foto: Copyright © Sotheby's /
Archiv für Kunst und Geschichte, Berlin
2009 ProLitteris, Zürich

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2009
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
30/09/8/1
ISBN 978 3 257 06715 6

*Ich bedanke mich
für die Mitarbeit meiner Frau*

Inhalt

Mathilde oder Der Lichtwechsel	9
Hinter der Brücke	63
Der Abgrund des Endlichen	89

Am 30. November 2008 bekam ich folgenden Brief:

»Sehr geehrter Herr«, schrieb da jemand, den ich nicht kannte, »erinnern Sie sich an das Jahr 1948 und an jene Juninacht, in der Ihr Bruder tot im Wald aufgefunden wurde! Nun, ich bin sein Mörder, und ich habe allen Grund, mich Ihnen anzuvertrauen.«

Es folgte so etwas wie ein Gruß und eine Unterschrift, die ich nicht entziffern konnte, und es war vollkommen klar, dass ich annehmen musste, hier hätte sich jemand einen schlechten Scherz erlaubt. Tage später erhielt ich einen zweiten Brief.

»Hätten Sie Zeit, sich mit mir zu treffen?«, stand da in derselben, kaum leserlichen Schrift. »Und zwar vor jener Laube in Johannisthal, die Sie, wie ich vermute, noch in Erinnerung haben. Nennen Sie mir einen Termin. Ich werde, wann immer es Ihnen passt, dort sein.«

Ich war betroffen, versuchte nochmals, die Unter-

schrift zu entziffern, wendete das Kuvert hin und her. Aber da war nirgends ein Absender, nur die Briefmarke mit dem Poststempel, und nun grübelte ich darüber nach, wie es möglich sein sollte, dass jemand über ein Ereignis, das sechzig Jahre zurücklag, offenbar Bescheid wusste, und vor allem irritierte es mich, dass er die Laube erwähnte, jene Laube, in der ich tatsächlich mit meiner Mutter und meinem Bruder einige Jahre gewohnt hatte.

Ich hatte die Gegend, nachdem wir dort weggezogen waren, nie wieder gesehen, erinnerte mich aber noch an die Schrebergärten und dass da ein größeres Waldstück gewesen war, und dies wenigstens hatten die beiden Briefe, was auch immer sie bedeuteten, erreicht: Ich nahm mir vor, in den südöstlichen Teil Berlins, nämlich nach Johannisthal, zu fahren, griff nach dem Faltplan, um herauszufinden, wie man von Wilmersdorf aus auf dem kürzesten Weg dorthin gelangen konnte. Es gab zwei Möglichkeiten. Entweder man durchquerte die Innenstadt in Richtung Treptow und bog, sowie man Niederschöneweide erreicht hatte, in die Südostallee ein, oder man benutzte die Autobahn in Richtung Neukölln bis zur Neuen Späthstraße und fuhr dann weiter in Richtung Königsheideweg.

Das Wetter war kühl, es begann zu regnen, und nachdem ich ein Arboretum und einen kleinen See

passiert hatte, bog ich in jene Chaussee ein, hinter der die Schrebergärten lagen. Ich erkannte einiges wieder: Da war das Restaurant diesseits der Chaussee, und wenn man, ich hatte den Wagen geparkt, die Chaussee überquerte, stand man vor einem Tor mit der Aufschrift »Kolonie Blumenhain«. Ein breiter Weg führte an Holzlauben vorbei, die man links und rechts inmitten von Sträuchern und Obstbäumen aufgestellt hatte, und da es Herbst war und überall das Laub fehlte, wirkten sie armselig und ungeschützt. Die Fenster waren winzig, hier und dort mit Pappe und Plastikfolie ausgebessert. Ich fror bei dem Gedanken, dass ich hier oder weiter dort, wo die nächste Laubenkolonie begann, jahrelang gewohnt haben sollte, und nun fiel mir auch die Adresse wieder ein.

›Kolonie Frohsinn, Nummer 53‹, dachte ich, war aber unfähig weiterzugehen, um nach der Parzelle, deretwegen ich hergefahren war, zu suchen.

Ich fühlte mich unbehaglich. In meinem Rücken war der Wald, und ich hatte allen Grund, diese Gegend zu meiden, denn hier lag der Bombentrichter, in dem man meinen Bruder verscharrt hatte. Dies gehörte zu den wenigen Auskünften, die ich von meiner Mutter bekommen hatte, und dass man nach denen, die meinen Bruder erschlagen hatten, vergeblich suchte, dies hatte meine Phantasie be-

schäftigt. Aber es war lange her. Jetzt stand ich für Augenblicke an der löchrigen Straße, die Wald und Schrebergärten voneinander trennte, versuchte herauszufinden, wo genau, von welcher Seite aus man den Wald hätte betreten müssen, um zu dem Bombentrichter zu gelangen, ließ es schließlich sein, wohl auch, weil ich glaubte, dass dort inzwischen alles überwachsen und also unauffindbar geworden war. Ich ging zum Wagen zurück, beschloss die Sache zu vergessen, was nicht gelang, denn am nächsten Vormittag bekam ich wieder einen Brief, und wieder stellte sich der Unbekannte als Mörder meines Bruders vor. Er bedauerte, dass es ihm bisher unmöglich gewesen sei, mit mir Kontakt aufzunehmen, und vor allem: Er erwähnte meinen Ausflug nach Johannisthal, und er gab mir den Rat, das nächste Mal nicht vor der löchrigen Straße stehenzubleiben.

»Betreten Sie ruhig die Königsheide«, schrieb er, »und halten Sie sich strikt an die Straße, die auf das Wasserwerk zu führt. Dann erreichen Sie eine Weggabelung, und weiter nach rechts zu, am Ende eines Trampelpfads, liegen die Bombentrichter. Es sind im Ganzen drei«, versicherte er, »einer aber ist größer als die anderen, und ich versichere Ihnen«, fügte er hinzu, »Sie werden alles, obwohl so viel Zeit vergangen ist, wiedererkennen.«

Es gab keinen Zweifel: Ich wurde beobachtet. Denn wie hätte jener, der mir die Briefe schrieb, sonst wissen können, dass ich vor einer löchrigen Straße gestanden hatte und ausgerechnet vor jenem Waldstück, in dem das Verbrechen, dessen sich der Unbekannte bezichtigte, geschehen war.

›Da war niemand außer mir‹, dachte ich. ›Die Lauben waren verlassen, und der Regen war zuletzt derart, dass sich nicht einmal ein Hund ins Freie gewagt hätte. Und doch‹, dachte ich, ›war es ein Fehler, dorthin zu fahren.‹

Auf dem letzten Kuvert konnte ich das Datum entziffern. Es war offenbar noch am selben Tag, nachdem ich jene Gegend mit dem Wald und den Schrebergärten verlassen hatte, aufgegeben worden, und ich glaubte mich zu erinnern, dass ich in der Nähe des Sterndamms ein Postamt gesehen hatte. Zugegeben, es war albern und für jenen, der mich belästigte, zu viel der Ehre, aber irgendwann

war ich wieder auf dem Weg nach Johannisthal, erkundigte mich auf dem Postamt, wo das Kuvert abgestempelt worden war, und nun hatte ich Klarheit.

›Es war genau hier, in der Nähe des Sterndamms. Er hat mich beobachtet und ist anschließend zum Briefkasten gegangen‹, dachte ich und ertappte mich dabei, dass ich mich, nachdem ich das Postamt verlassen hatte, immer wieder umsah.

Kurze Zeit später stand ich vor der Parzelle Nummer 53, die zur Kolonie Frohsinn gehörte, und es war mir gleichgültig, ob ich beobachtet wurde oder nicht. Ich sah über die eiserne Tür hinweg in den Garten, und ich staunte, wie unverändert hier alles war. Links, direkt am Zaun des Nachbarn, standen Stachelbeersträucher, dahinter, auf der Höhe der Laube, glaubte ich Kirschbäume zu erkennen, und der Weg, der zum Eingang der Laube führte, war mit Kies belegt.

›Nur der Komposthaufen und die Beete mit dem Gemüse fehlen‹, dachte ich und bemerkte, dass sich die Gartentür öffnen ließ.

Ich trat ein, ging einige Schritte auf die Laube zu, aber schon der Blick auf die brüchige Fensterfront war mir unangenehm. Ich wusste, dahinter lag ein kaum drei Quadratmeter großer Raum. Auch die Anordnung der übrigen Zimmer fiel mir wieder

ein. Da gab es noch eine Art Veranda und dahinter zwei winzige, durch eine Bretterwand getrennte Verschläge.

›Dort haben wir geschlafen‹, dachte ich und erinnerte mich, wie widerwillig die Besitzerin des Grundstücks unserer Einquartierung, es war nach Ende des Krieges, wir waren Flüchtlinge aus dem Osten, zugestimmt hatte. Und wie misstrauisch sie gewesen war! Immer wieder tauchte sie, die in Rudow wohnte, unvermittelt auf, um zu überprüfen, ob wir etwas von dem Obst, den Kirschen, Pflaumen oder Johannisbeeren, bevor sie es ernten konnte, gestohlen hatten. Und im Winter, wenn wir versuchten, die Laube durch einen winzigen Kaminenofen einigermaßen warm zu halten, wollte sie dies mit dem Hinweis, dass der Schornstein baufällig sei, verhindern. Natürlich:

›Die Frau ist längst gestorben, und was geht mich das Ganze überhaupt noch an!‹, dachte ich, bemerkte, dass die Gardinen an den Fenstern zugezogen waren, und als ich das Grundstück verließ, als ich mich, bevor ich ins Auto stieg, nochmals umdrehte, sah ich, dass ich vergessen hatte, die Gartentür zu schließen.